

Gastkolumne

Das Ende des Kulturkampfs, nach über 150 Jahren

Der Bundesrat hat einen Entscheid gefällt, mit dem er die letzten Spuren des konfessionellen Zwists in der Schweiz tilgen will. Endlich



Paul Widmer

Der Bundesrat hat beschlossen, eine volle Botschaft beim Heiligen Stuhl in Rom zu errichten. Damit verschwinden die letzten Spuren, die der Kulturkampf vor 150 Jahren hinterlassen hat. Und es endet ein kurioses aussenpolitisches Kapitel.

Gewiss, die republikanische Schweiz war immer ein steiniger Boden für die Diplomatie. Andere Staaten waren erpicht darauf, in der Eidgenossenschaft mit ihren Alpenpässen und tüchtigen Söldnern Präsenz zu markieren. So eröffnete Frankreich schon 1521 in Solothurn eine Botschaft – eine der ältesten ständigen Missionen weltweit. Und der Heilige Stuhl errichtete auch früh, schon 1586, eine Nuntiatur in Luzern, freilich nur bei den katholischen Ständen. Die Tagsatzung ihrerseits hielt nicht Gegenrecht. Das war zu kostspielig. War einmal Not am Mann, behalf sie sich mit einer Spezialmission – dann allerdings ausgiebig. Man liess sich gern an fremden Tafeln verköstigen.

Die alte Eidgenossenschaft verfügte über keinen festen diplomatischen Apparat. Dieser entstand erst mit dem Bundesstaat von 1848, freilich recht zaghaft, zuerst mit einer Gesandtschaft in Paris, dann folgten Wien, Rom und Berlin. Jeden Ausbau musste der Bundesrat, immer die Kostenfrage im Nacken, dem Parlament abringen. In dieser

Diplomatie mit dem Tropfenzähler war nicht daran zu denken, beim Heiligen Stuhl eine Vertretung einzurichten. Im Gegenteil. Nach dem Sonderbundkrieg entfremdeten sich die konservativen Katholiken vom Bundesstaat. Die Auseinandersetzung mit der römischen Kirche verschärfte sich so sehr, dass der Bundesrat Ende 1873 die diplomatischen Beziehungen abbrach und den päpstlichen Vertreter in Luzern auswies.

So blieb es bis 1920. Damals übernahm der Katholik-Konservative Giuseppe Motta das Aussendepartement. Er hätte am liebsten normale Beziehungen mit dem Heiligen Stuhl aufgenommen. Aber dazu konnte sich die Landesregierung nicht durchringen. Zu gross waren die Ressentiments auf protestantischer Seite. Der Bundesrat erlaubte deshalb nur die Wiedererrichtung einer Nuntiatur, nun mit Sitz in Bern. Dieses Entgegenkommen beruhte nicht zuletzt auf dem Goodwill, den gemeinsame humanitäre Aktionen mit dem Friedenspapst Benedikt XV. während des Ersten Weltkriegs geschaffen hatten.

Voll zu befriedigen vermochte die Einseitigkeit der Beziehungen indes nie. Schon 1963 sprach Bundesrat Friedrich Wahlen von einer Anomalie und erklärte, die Errichtung einer Vertretung beim Vatikan sei nicht eine Frage des Ob, sondern des Wann.

Was hinderte den Bundesrat, das Problem direkt anzugehen? Es waren die Ausnahmeartikel in der Bundesverfassung. Diese richteten sich, etwa das Jesuitenverbot oder das Verbot von neuen Klöstern, gegen die katholische Kirche. Der Bundesrat schickte sich damals an, diese problematischen Artikel aus der Verfassung zu streichen. Doch dazu brauchte es eine Volksabstimmung. Um keine konfessionellen Leidenschaften



Der Heilige Stuhl ist in der internationalen Politik eine anerkannte Grösse. Neunzig Staaten sind inzwischen dort voll vertreten.

zu entfachen, empfahl er, vorerst die Ausnahmeartikel abzuschaffen und erst danach eine Vertretung beim Heiligen Stuhl zu errichten.

Mittlerweile sind die Ausnahmeartikel längst abgeschafft, aber die Beziehungen mit dem Heiligen Stuhl immer noch nicht ganz normalisiert. Zwar hob der Bundesrat die Einseitigkeit graduell auf. 1991 schickte er in temporärer Sondermission einen Botschafter in den Vatikan, und 2004 errichtete er, namentlich im Hinblick auf den Besuch von Papst Johannes Paul II. in der Schweiz, eine ständige Mission beim Heiligen Stuhl, jedoch nur als Seitenakkreditierung, also ohne eigene Botschaft in Rom.

Im Parlament wurde immer wieder die Errichtung einer vollen Botschaft verlangt, letztmals 2012 von FDP-Nationalrätin Doris Fiala und 87 Mitunterzeichnern. Doch Bundesrat Didier Burkhalter empfahl das Postulat zur Ablehnung. Es habe keine Priorität.

Weshalb kam es unter Bundesrat Ignazio Cassis zum Sinneswandel? Vorerst wegen der Sachlage. Der Heilige Stuhl ist in der internationalen Politik eine anerkannte Grösse. Neunzig Staaten sind inzwischen dort voll vertreten. Auch besuchten in den letzten Jahren mehrere Bundesräte den Papst. Alle waren von der Begegnung tief beeindruckt, nicht zuletzt die beiden Protestanten Ueli Maurer und Guy Parmelin. Das war sicher hilfreich. Mit dem überfälligen Schritt würdigt die Schweiz aber auch die beispiellose Treue der Schweizergarde, die seit 1517 den Papst beschützt. Angeblich sollen alle Wege nach Rom führen. Mag sein – aber nicht immer als Direttissima.

Paul Widmer war von 2011 bis 2014 Botschafter beim Heiligen Stuhl mit Sitz in Bern.

Medienkritik

Journalisten mögen es gern kleinlich



Aline Wanner

Das wahre Wesen von Journalisten zeigt sich im Herbst. Die Redaktion des Magazins «Schweizer Journalist:in» bittet die Branche dann jeweils zur Wahl der Reporterinnen, Newcomer, Politikjournalistinnen und Chefredaktoren des Jahres. Sobald die ersten Kolleginnen den Link per E-Mail erhalten haben, posten sie Screenshots der Vorselektion auf Twitter. Am liebsten finden sie in den Listen natürlich ihren eigenen Namen.

Daran ist nichts auszusetzen, im Gegenteil: Wir alle freuen uns, wenn wir gelobt werden. Eine Wahl ist etwas Positives, und sie zeigt, wie einfach und günstig Wertschätzung funktionieren kann. Kolleginnen und Kollegen machen gegenseitig auf ihre ausserordentlichen Fähigkeiten und Leistungen aufmerksam. Das motiviert und spornt an.

Nun neigen Journalisten allerdings nicht zu Optimismus und Grösse. Lieber finden sie Fehler und Schuldige, sie werden rasch neidisch, hämisch und kleinlich. So kam es, dass sich auf Twitter, dem Spielplatz der Selbstdarstellerinnen, wieder einmal groteske Szenen zutragen. Eine Journalistin, die bei den anderen nicht so beliebt ist, gab sich (ironisch oder nicht) ein bisschen beleidigt, weil sie nicht nominiert worden war. Die anderen (Kinder) ahmten sie sofort nach und machten sich über sie lustig. Worauf sich Lehrerinnen hervortaten, um ihnen zu erklären, dass man das nicht tue, selbst wenn die Person sich womöglich nicht angemessen benehme.

Wer gelassen ist und gute Laune hat, blickt erstaunt auf die missmutig-moralische Inszenierung. Was wohl passieren würde, wenn sie sich alle gemeinsam in einem realen Raum begegnen würden? Vielleicht sollte die «Schweizer Journalist:in» künftig begleitend Workshops für gewaltfreie Kommunikation anbieten – oder zumindest zum gemeinsamen Feierabendbier einladen.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Katastrophaler Kitt für Beziehungen



Patrick Imhasly

Finanzielle Probleme; Babys, die tagsüber quengeln und nachts nicht schlafen; vorwurfsvolle Diskussionen darüber, wer zu Hause bleibt, wenn die Kinder krank sind; oder das Schlimmste: nach mehr als zehn Jahren in einer Wohnung mit der ganzen Familie umziehen. Der alltägliche Stress ist Gift für jede Beziehung. «Jedes glückliche Paar ist auf seine eigene Weise glücklich, alle unglücklichen Paare gleichen einander», hat die «Süddeutsche Zeitung» die Sache kürzlich auf den Punkt gebracht.

Was aber, wenn es zu einem echten Desaster kommt? Mit dieser Frage wurde ein Team um die Psychologin Hannah Williamson von der University of Texas ganz überraschend

konfrontiert, als im August 2017 der Hurrikan Harvey an der texanischen Küste auf Land traf. Grosse Teile der Gegend um Houston wurden verwüstet und 40 000 Menschen zur Flucht gezwungen. Eigentlich wollten die Forscher ursprünglich bloss wissen, wie frisch verheiratete Paare mit der nagenden Unbill des Gewöhnlichen umgehen, und dann ergab sich ihnen diese einmalige Chance, in einer Vorher-nachher-Analyse zu studieren, welche Auswirkungen eine Naturkatastrophe auf das Beziehungsverhalten der Menschen hat. Die kurze Antwort: Solche Ereignisse wirken offenbar wie eine Lupe. «Naturkatastrophen vergrössern die psychologischen Erfahrungen innerhalb von Beziehungen», erklären die Fachleute in ihrer Studie, die jüngst erschienen ist.

In früheren Untersuchungen zeigte sich stets ein uneinheitliches Bild: Manchmal stiegen die Scheidungsraten nach einem Hurrikan an, manchmal sanken sie aber auch. Hannah Williamson und ihre Leute erwarteten deshalb, dass jene Paare, die vor dem Hurrikan Harvey mit ihrer Beziehung zufrieden waren, danach noch glücklicher sein würden. Und von den Unglücklichen

dachten sie, die Naturkatastrophe werde ihre Beziehung endgültig zum persönlichen Desaster machen. Doch dann trat genau das Gegenteil ein: Alle Paare erklärten, nach dieser einschneidenden Erfahrung miteinander glücklicher als zuvor zu sein. Bemerkenswerterweise war dieser Effekt bei jenen Paaren am stärksten ausgeprägt, die vor dem Wirbelsturm gemäss eigener Einschätzung besonders unglücklich waren.

Schaffen extreme Ereignisse mehr Nähe untereinander? Bieten sie die Gelegenheit, den Partner oder die Partnerin auf ungeahnte Weise zu unterstützen, was sich positiv auf die Beziehung auswirkt? Oder lässt eine existenzielle Erfahrung die alltäglichen Probleme klein und nichtig erscheinen? Wenn dem so ist, stehen wir möglicherweise vor dem Beginn einer Massentherapie, wie sie es in der Geschichte der Psychologie noch nie gegeben hat.

Die grösste anzunehmende Katastrophe für die Menschheit scheint der Klimawandel zu sein. Als diese Woche in Glasgow die 26. Uno-Klimakonferenz eröffnet wurde, verglich der britische Premierminister Boris Johnson die Erde mit einer tickenden Zeit-



Alle Paare erklärten, nach dieser einschneidenden Erfahrung miteinander glücklicher als zuvor zu sein.

bombe, die bald entschärft werden müsse. Und der Uno-Generalsekretär António Guterres sagte, die Menschheit lasse sich von ihrer Abhängigkeit von fossilen Treibstoffen an den Rand des Abgrunds treiben. Machten wir so weiter wie bisher, schaufelten wir unser eigenes Grab, prophezeite der Portugiese.

Liesse sich die psychologische Studie aus Texas skalieren, könnte man sich erhoffen, die gemeinsame Bewältigung des Klimawandels werde nicht nur die Welt vor dem Untergang bewahren, sondern auch das Beziehungsverhalten der Menschen auf völlig neue Grundlagen stellen. Wer aber denkt, er könne seine Beziehung retten, indem er kurz vor dem Ende der Hurrikansaison noch schnell nach Florida reist oder mit dem Kauf eines SUV dem Klima nochmals kräftig einheizt, um so die Krise und damit den Handlungsbedarf zu verschärfen, der sollte sich hüten. Laut der Studie waren die positiven Auswirkungen einer Naturkatastrophe auf die verheirateten Paare nach einem Jahr bereits wieder verfliegen.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».